

Nach der Lektüre dieses großen Werkes kann man sagen, was nicht selbstverständlich ist: Der Leser ist klüger geworden und hat neue Einsichten gewonnen.“ Elmar Altvater

Junge Welt, Feuilleton vom 16.01.2006

Widerspruchsbearbeitung

Mario Candeias hat eine materialreiche und komplexe Analyse neoliberaler Hegemonie und des gegenwärtigen Kapitalismus vorgelegt

von Christina Kaindl

Mario Candeias hat sich mit seinem Buch »Neoliberalismus, Hochtechnologie, Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise« eine umfassende Aufgabe gestellt: die Analyse des aktuellen Kapitalismus. Er analysiert die Veränderungen des internationalen Finanzkapitalismus, die Neuzusammensetzung der Arbeit und die räumliche und konzeptionelle Restrukturierung des Staates als »neue Produktions- und Lebensweise« unter »neoliberaler Hegemonie«. Den Begriff der Produktionsweise als Kennzeichnung innerkapitalistischer Periodisierung entlehnt er bei Gramsci. Mit dessen Begriff des »geschichtlichen Blocks« können die einzelnen Bereiche der Gesellschaft im Zusammenhang gedacht werden, ohne aufeinander reduziert zu werden; die Frage nach Möglichkeiten von Eingreifen und Widerstand läuft dabei immer mit. Geschlechterverhältnisse werden als konstitutiver Bestandteil der gesellschaftlichen Verhältnisse gedacht und ausnahmsweise mal nicht bloß als Feigenblatt an die harten Fakten der ökonomischen Analyse geheftet.

Passive Zustimmung

Beeindruckend sprengt Candeias die üblichen Zitierkartelle: die Schwachpunkte der Regulationstheorie im Bereich von Subjekt- und Hegemonietheorie seziert er, ohne ihre Erkenntnismöglichkeiten preiszugeben; er konfrontiert die Kritische Psychologie mit Bourdieu, Judith Butler und Foucault mit Gramsci und denkt das Handeln der einzelnen als von ihnen hervorgebracht und gleichzeitig als gesellschaftlich strukturiert.

Von hier aus kann er Hegemonie nicht einfach als Vorherrschaft, sondern als Form der Bearbeitung von Widersprüchen fassen, die immer darauf angewiesen ist, auch die Interessen subalternen Gruppen mit zu artikulieren, gleichzeitig auf Momenten von Zwang und Gewalt basiert. »Passive und aktive Zustimmung zum neoliberalen Projekt werden auf allen entscheidenden Feldern organisiert: über Kapitalmärkte als vermeintlich effizienteren Ort zur Finanzierung gesellschaftlicher Sicherungssysteme, über hochtechnologische Formen der Arbeit und größere Freiräume in der Arbeit, über eine Kultur des Marktes, entstaubte Geschlechterverhältnisse und größere Entwicklungsmöglichkeiten für »leistungsbereite« Frauen.« Die unterschiedlichen Formen neoliberaler Widerspruchsbearbeitung zeigen sich in den Konjunkturen des Neoliberalismus, vom orthodoxen über den sozialdemokratischen zur rechtspopulistischen Variante (die sich zugleich als Opposition geriert) hin zu autoritären Formen, die mit dem Einsatz von Zwang, Gewalt und Krieg fungieren. Damit können auch Krisen und Instabilitäten, die von anderen Autoren als »Ende« des Neoliberalismus gefaßt werden, als Kämpfe auf einem neoliberal definierten Feld begriffen werden.

Theorien und Konzepte der Neoliberalen werden so in das Ringen um neue Verwertungsmöglichkeiten und um Hegemonie eingebettet, statt die vielfältigen Aspekte neoliberaler Theoriebildung unzulässig als geschlossenes Programm darzustellen: neoliberale Hegemonie betrifft vor allem die gemeinsamen – relativ kohärenten – Grundlagen der Widerspruchsbearbeitung. Unter hochtechnologischem Paradigma kristallisieren sich zwei neue idealtypische Formen der Produktionsorganisation heraus: 1) Neotaylorismus ohne soziale Gegenleistungen des fordistischen Systems (auch von einigen linken Theoretikern unrichtig als Fortbestehen des Fordismus bezeichnet). 2) Durch eigenverantwortliche, autonome Tätigkeit der unmittelbaren Produzenten soll ermöglicht werden, deren Fähigkeiten und Kenntnisse für einen kontinuierlichen Verbesserungs- und Innovationsprozeß innerhalb der Produktion zu nutzen. Der Druck unsicherer Arbeitsverhältnisse führe in Verbindung mit den Bedürfnissen nach Selbstverwirklichung dazu, daß die Beschäftigten »die Flexibilitäts- und Effizienzanschauung« verbunden mit einer »Ideologie des Erfolgs« in ihre eigenen Denk- und Handlungsmuster integrierten.

Aber Candeias geht der Hochglanzversion der neuen Arbeitsverhältnisse nicht auf den Leim: gleichzeitig komme es zur Herausbildung eines »Computerproletariats«, bei dem »prekäre Beschäftigungsformen« oft mit »routinisierten Tätigkeiten« zusammen fielen und die einer strikten Arbeitskontrolle unterworfen seien. Prekäre Arbeitsverhältnisse (zunächst weitestgehend weiblich) sind nicht eine Randerscheinung, sondern gehören zum »Fundament für die Durchsetzung neuer Arbeitsverhältnisse, eines neuen technologischen Paradigmas, mithin der neoliberalen Produktions- und Lebensweise«. Trotz gesteigerter Kooperationsverhältnisse erlebten die Beschäftigten zugleich eine Abnahme »echter« Zusammenarbeit, die unter dem Paradigma verschärfter Konkurrenz und leistungsbezogener Entlohnung als Zwang wahrgenommen wird.

Kompromißunfähigkeit

Im globalisierten Neoliberalismus kann der geschichtliche Block nur ein transnationaler sein. Dessen räumliche und soziale Fragmentierung untergräbt die »materiellen und institutionellen Bedingungen langfristig stabiler gesellschaftlicher Kompromisse und führt letztlich zur Krise der parlamentarischen Demokratie, zum Aufkommen chauvinistischer Bewegungen, während die transnationale Geschäftswelt sich auf Dauer der öffentlichen Kontrolle entzieht« und den Krieg zu einem entscheidenden Mittel der Politik macht. Die nach wie vor existierende Handlungsfähigkeit staatlicher Institutionen darf dabei nicht übersehen werden – auch bei einigen »linken« Kritikern geraten die »ideologischen und analytischen Dimensionen der Globalisierung« durcheinander. Es gehe nicht ums Absterben des Staates, sondern um eine neoliberale Intervention, die sich vor allem vom Wohlfahrtsstaat zurückzieht; die neuen Kräfteverhältnisse sind bereits in die Form von Staatlichkeit eingeschrieben.

Das Material, an dem Candeias die neue Produktionsweise analysiert, ist breit, zuweilen überbordend. Insgesamt aber sind Anlage und Analyse überzeugend. Leider hat der Verlag das dicht gedrängte Material in eben so gesetzte Seiten mit kleiner Schrift gefaßt und es an sorgfältiger Korrektur fehlen lassen, was die Rezeption zuweilen erschwert.

* Mario Candeias: Neoliberalismus, Hochtechnologie, Hegemonie. Grundrisse einer

transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Eine Kritik. Argument-Verlag, Hamburg 2004, 380 Seiten, 20,50 Euro

<http://www.jungewelt.de/2006/01-16/023.php>

Mario Candeias: Neoliberalismus – Hochtechnologie – Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Eine Kritik. Argument Verlag, Berlin-Hamburg 2004 (ca. 400 S., ca. 24 €)

Landauf, landab werden die Krise des fordistischen Sozialstaates beklagt, die „fortbestehenden Inkohärenzen und Instabilitäten der neuen Situation“ herausgestellt. „Bislang sei es keiner Koalition gesellschaftlicher Gruppen gelungen dem sich herausbildenden postfordistischen Akkumulationsregime eine entsprechende Regulationsweise zur Seite zu stellen“, gesellschaftliche Widersprüche „stillzulegen“ (14). In dieser Suche nach einem dem Fordismus vergleichbaren „gleichgewichtigen“ Vergesellschaftungsmodus verortet der Autor eine der entscheidenden Schwächen der Linken: Das Neue nur als Dekonstruktion alter gesellschaftlicher Formen zu begreifen, nicht ihre eigene Qualität und Widersprüchlichkeit ins Zentrum zu rücken. Der regulationstheoretische Kohärenzbegriff werde zu eng gefasst: „Eine derart enge Kohärenz zwischen Kapitalverwertung und Reproduktion der Arbeiterklasse, zwischen Produktivitätsfortschritten und Lohnsteigerungen ist eine in der historischen Entwicklung des Kapitalismus seltene Konstellation und doch bildet sie die Folie, vor der das Neue bislang kategorisiert wird.“ (ebd.) So aber bleibe es weitgehend unverstanden.

Der Autor versucht daher die entscheidenden Elemente einer transnationalen Produktions- und Lebensweise, der damit verbundenen gesellschaftlichen Verschiebungen und Formen, in ihrem Zusammenwirken zu analysieren, um das Gemeinsame und die Wechselwirkungen der Veränderungen kenntlich zu machen. Mit Marx kehrt er dabei die Widersprüchlichkeit und Krisenhaftigkeit der Verhältnisse heraus, mit Gramsci die Art und Weise ihrer hegemonialen Regulation. Entscheidend ist nicht die Stilllegung oder Lösung von Widersprüchen, als vielmehr sie in einer Weise „bearbeitbar“ zu machen, so dass sie beherrschbar bleiben. „Ein solcher Begriff von Hegemonie fragt also nicht nach der Stabilität einer bestimmten Ordnung als vielmehr nach der bestimmenden Entwicklungsrichtung der Bearbeitung von Widersprüchen.“ (69) Hegemonie wird nicht als Zustand, als „Fertiges“ begriffen, sie wird prozessual in ihrem „Entstehungsprozess begleitet“ (Marx). Mit Wolfgang Fritz Haug ist sie „das Umkämpfte und das Medium des Kampfes“ zugleich. Für eine solche dynamische Analyse bedarf es der Rekonstruktion der entscheidenden theoretischen Instrumente. In seiner Kritik an regulationstheoretischen Ansätzen, denen er sich nichtsdestoweniger verbunden fühlt, zielt der Autor auf die verbreitete Rede von der vermeintlichen Entwicklung nur „abstrakter Bewegungsgesetze“ durch Marx. Er rekonstruiert den marxischen Formbegriff in der Perspektive möglicher Periodisierung von Produktionsweisen und fasst die unterschiedlichen „geschichtliche Formen gesellschaftlicher Verhältnisse als das Ergebnis konkreter Praxis der gesellschaftlichen Subjekte“ (34).

Vor diesem Hintergrund entwickelt er eine Handlungstheorie, welche die schematische Entgegensetzung von Struktur und Subjekt auflöst und zugleich einen entscheidenden blinden Fleck der Regulationstheorie zu füllen vermag, nämlich die Herausbildung und Durchsetzung hegemonialer Projekte durch gesellschaftliche Auseinandersetzungen. Mit dem von Bourdieu entlehnten aber modifizierten Begriffs des Habitus wird die Entwicklung gesellschaftlicher Verhältnisse mit neuen Formen der Subjektconstitution zusammengebracht. „Der Habitus im Sinne einer gesellschaftlichen Individualitätsform

formt das Subjekt, determiniert es nicht. Diese Sicht wendet sich gegen „eine verbreitete sozialisationstheoretische Annahme, dass die Menschen bloß Vollstrecker von Rollen, Erfüller von Normen und Erwartungen sein“ (52ff). Sie stellt vielmehr die Selbsttätigkeit der Subjekte innerhalb gesellschaftlicher Strukturen in den Vordergrund. „Der Habitus setzt bestimmte Handlungsbeschränkungen, aber in diesen Beschränkungen gleichzeitig eine Vielfalt von Handlungsmöglichkeiten.“ Dies ist der Bereich der individuellen Autonomie. Damit unterliegen Subjektivierungsprozesse immer dem Doppelcharakter von Unterwerfung und Selbstkonstitution. Jedes gesellschaftliche Individuum ist – anders als bei Bourdieu – zugleich differenziell artikuliert, „vereint also mehrere Habitusformen in sich, die durchaus widersprüchlich zueinander stehen können“. In diesen Widersprüchen entsteht eine potentiell widerständige Haltung des Subjekts. Den komplexen Prozess, indem diese widersprüchlichen Formen unterschiedlicher Habitus, „›kohärent‹ gemacht werden müssen, um sie lebbar zu gestalten“, bezeichnet der Autor im Anschluss an Foucault „als Subjektivation, als Produktionsprozess des Subjekts wie seiner Unterwerfung in und durch das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“. Gegen Foucault betont der Autor aber die aufgrund der Widersprüche immer unvollständige Subjektivation. Er zielt auf individuelle und kollektive Handlungsfähigkeit: „Das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ ist „keine nur verfügbare, sondern zugleich verfügbare Anordnungen“ (65).

Im Anschluss daran konzipiert er, wie gesellschaftliche Regulation als „Prozess ohne steuerndes Subjekt“ (Hirsch) über die Durchsetzung hegemonialer Projekte in gesellschaftlichen Kämpfen täglich aufs neue produziert werden muss. Er vermeidet sowohl strukturalistische wie voluntaristische Kurzschlüsse. „Die konsensuelle Unterwerfung erfolgt in und durch den Konflikt (Bourdieu). In einem solchen Projekt müssen sich die Bedürfnisse und Interessen der Subjekte redefinieren lassen, damit es von den Subjekten gewollt und aktiv angestrebt wird. Ohne das aktive Element der Zustimmung würde sich Hegemonie auf Zwang und Gewalt reduzieren.“ (67) Im folgenden wird herausgearbeitet, wie Zwang und Konsens auf Ebene von Zivil- und politischer Gesellschaft, im integralen Staat und der „integralen Ökonomie“ organisiert wird. Ausführlich wird zitiert, kritisiert, auseinander genommen und wieder neu zusammengesetzt: Althusser, Marx, Aglietta, Lipietz, Bourdieu, Holzkamp, Foucault, Haug, Butler, Poulantzas, viele andere mehr und immer wieder Gramsci. Kein postmoderner Mix, sondern sorgfältig gearbeitete marxistische Theorieentwicklung in konzentrierter Form. Anschließend werden noch die raum-zeitlichen Verhältnisse und Praxen als Teil hegemonialer Projekte entfaltet und damit eine weitere Lücke regulationstheoretischer Ansätze gefüllt.

„In der konkreten Analyse einer konkreten Situation müssen die theoretischen Kategorien weiter ausgearbeitet werden.“ (110) D.h. im zweiten Teil der Arbeit, wird nicht einfach die Theorie empirisch überprüft, sondern an konkreten gesellschaftlichen Veränderungen entlang kategorial weiterentwickelt. Gezeigt wird, wie sich unter neoliberaler Hegemonie transnational eine neue Produktions- und Lebensweise etabliert. Die neoliberale Ideologieproduktion fungiert dabei als das organisierende Element einer krisenhaften Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse. Ideologie meint dabei keine Art falsches Bewusstsein, ist vielmehr eine „Form der Rationalisierung“, in der gesellschaftliche Realität neue Definitionen erfährt (Hauser), bezeichnet also eine Realität der verkehrten gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich im Alltagsverstand einnistet, damit Teil der „gegenständlichen Wahrheit“ (Marx) wird. Ausführlich werden die Leistungen und

Borniertheiten neoliberaler Theorie analysiert, bevor zu den grundlegenden Feldern der Transformation vorgedrungen wird. Vermittelt über gesellschaftliche Auseinandersetzungen kommt es zur Durchsetzung eines globalen Finanzkapitalismus, als spezifischer Kompromiss zwischen zinstragenden und produktivem Kapital. Der Autor zeigt, wie trotz fortgesetzter Instabilitäten durch ein flexibles Krisenmanagement „ein Übergreifen bestandsgefährdender Finanzkrisen auf die Zentren“ vermieden wird, via räumlicher und zeitlicher Externalisierung und Sozialisierung – eine Form der Politik, „die die Krise absorbiert, indem sie sie organisiert“ (181). Instabilitäten werden zugleich für Spekulationsgeschäfte genutzt, v.a. aber zur weiteren Desorganisation gegnerischer Kräfte. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Form der Integration der asiatischen Semi-Peripherien, in denen sich ein „peripherer Neoliberalismus“ entwickelt hat.

Dies beschreibt bereits einen Teil der Etablierung transnationaler Produktionsnetze auf Basis eines „hochtechnologischen Paradigmas der Produktion“. Zentral sind die „Repositionierung des Wissens der unmittelbaren Produzenten im Arbeitsprozess“, ein verändertes Verhältnis von Kontrolle und Autonomie, widersprüchliche Prozesse der De- und Requalifikation und die Schaffung eines „neuen Arbeiter- und Menschentypus“. Die „reelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapitalverhältnis“ erreicht „eine historisch-qualitative neue Stufe. Die Ausbeutung abhängiger Arbeit durch das Kapital wird durch Delegation auf das arbeitende Subjekt in Richtung ›Selbstaussbeutung‹ verschoben. Der Grad der Selbstaussbeutung und der Autonomie ist dabei umkämpft“ (245). Eine im Alltagsverstand verankerte „Kultur des Marktes“ (Gill) sichert und ergänzt das neue „psycho-physische Gleichgewicht“. Gleichzeitig verallgemeinern sich Prozesse der Prekarisierung der Arbeit. Tendenziell fügt sich beides im Aufbau einer „polarisierten Dienstleistungsökonomie“, in der „die kaufkräftige Nachfrage der wohlhabenden Haushalte nach konsumorientierten Dienstleistungen auf ein Angebot billiger Arbeitskräfte“ trifft. Eine entscheidende Voraussetzung und Folge zugleich ist (im Anschluss an Frigga Haug) die Reorganisation der „Geschlechterverhältnisse als globale Produktionsverhältnisse“. Ausführlich setzt sich der Autor mit feministischer Theorie auseinander, analysiert die Inwertsetzung weiblicher Arbeitskraft, die Veränderungen der Familienformen, des Verhältnisses von Produktion/Reproduktion. Indem die Reorganisation der Geschlechterverhältnisse nicht als Folge von Globalisierung, sondern als deren konstitutiver Bestandteil gefasst wird, Kämpfe um gesellschaftliche und geschlechtliche Arbeitsteilung in den Mittelpunkt gerückt werden, erscheinen Frauen nicht als simple Opfer, vielmehr als aktive Subjekte. Auf diese Weise wird die Verwobenheit von Klasse, ‚Rasse‘ und Geschlecht, die damit verbundenen neuen Spaltungen – auch zwischen Frauen – lebendig. In diesen beiden Kapiteln wird ein weites Verständnis gesellschaftlich notwendiger Arbeit deutlich, indem die starren Grenzen zwischen Produktion und Reproduktion aufgehoben werden, entscheidend ist dagegen die gesellschaftliche Organisationsform der jeweiligen Arbeit.

Die damit verbundene Verschiebung der Kräfteverhältnisse ist die Grundlage für einen „gesellschaftlichen Kompromiss der ›neuen Mitte‹“ und die Einbindung ehemals oppositioneller Gruppen. Die letzten Reste des fordistischen Wohlfahrtsstaates werden zersetzt und ein transnationaler Wettbewerbsstaat eingerichtet. Am Beispiel der Umweltbewegung wird gezeigt, wie oppositionelle Gruppen auf transnationaler Ebene über den Rio-Prozess und das Trips-Abkommen in den herrschenden Block an der Macht integriert werden. Der Begriff des Transnationalen ist dabei kein Synonym für inter- oder supranational. Mit Henk Overbeek fasst der Autor „transnationale Prozesse“ als solche,

„die simultan in subnationalen, nationalen und internationalen Arenen stattfinden“ (320), also quer zu den üblichen Raumdimensionen verlaufen, widersprüchlich und komplementär zugleich – luzide und umfangreich belegt anhand von Konvergenzprozessen nationaler Workfare-Regime, dem Verlauf der europäischen Integration und Prozessen der Regionalisierung. Auch hier steht Arbeit wieder im Mittelpunkt, ihre Rekommodifizierung im neoliberalen Workfare-Staat. Der Fokus liegt immer auf den Bruchpunkten der Verschiebung von Kräfteverhältnissen, auf der Produktion neuer geschichtlicher Formen gesellschaftlicher Verhältnisse, auf dem Prozessieren der Widersprüche und der damit verbundenen Neujustierungen des hegemonialen Projekts. Hegemonie ist hier nichts hermetisches, bleibt nie abgeschlossen, hat ihre Grenzen.

Der geschichtliche Block des Neoliberalismus kann sich trotz seiner antisozialen Politik dabei auf aktive und passive Zustimmung stützen, weil er die Interessen subordinierter Gruppen aufnimmt, ihre Ziele allerdings ver-rückt. Seine schmalere gesellschaftliche Basis und geringere Kohärenz verleiht zugleich dem Zwang größere Bedeutung, macht Krieg und Gewalt notwendig um Krisen zu bändigen. Die Bearbeitung gesellschaftlicher Widersprüche erfolgt dabei durch die Reartikulation des herrschenden Projektes vom konservativ-liberalen über den sozialdemokratischen zum „autoritären Neoliberalismus“. Doch letztlich produziert die Verdichtung von Widersprüchen Risse in der hegemonialen Apparatur, die Andeutung eines „Post-Neoliberalismus“ sichtbar werden lassen. Analysiert werden aber auch andere Gegenkräfte: Neofaschismus und islamitischer Terrorismus. Für einen embryonalen anti-hegemonialen Block ist die Analyse der Bedingungen neoliberaler Hegemonie daher unverzichtbar, nicht vor der Folie des Alten, sondern ausgehend von der eigenen Qualität und Dynamik des Neuen. Es ist hier nicht der Raum, die vielfältigen Aspekte der veränderten Produktions- und Lebensweise, der begrifflichen Weiterentwicklungen und zugespitzten politischen Schlussfolgerungen dieses nicht nur voluminösen, sondern auch anspruchsvollen Buches auszubreiten. Geboten wird eine umfassende Sicht auf ein widersprüchliches Ganzes gesellschaftlicher Entwicklung, eine große Erzählung, die auch das Detail nicht scheut – nur so lässt sich die Kohärenz der Veränderungen zureichend einschätzen: nicht mehr, aber auch nicht weniger als die „Grundrisse“ einer Kritik neoliberaler kapitalistischer Vergesellschaftung.

Norman Lübke (Hamburg)

So! Zeitung der Linken in Sachsen, 06. September 2006

»Risse in der hegemonialen Apparatur«

Raja Lentzsch über Mario Candeias, der am 6. September bei der unserer Zeitung zu Gast war.

Als flexible Mitarbeiterin eines Ingenieurdienstleisters komme ich manchmal in den Genuß von Anregungen, die mir bei *bequemer* Arbeit in der heimatlichen Provinz entgangen wären.

Nach einem zweistündigen Vortrag des Politologen Mario Candeias in Münchens freiem Radio fiel mein Interesse auf seine 2004 als Buch erschienene Dissertation „Neoliberalismus-Hochtechnologie-Hegemonie“, in welcher er eine „überzeugende, umfassende und außergewöhnlich materialreiche Darstellung der neoliberalen Produktions- und Lebensweise“ liefert (Erwin Riedmann).

Anknüpfungspunkt war für mich die Beherrschung und Zurichtung des gesellschaftlichen Diskurses durch einschlägige Mainstream-Massenmedien im Sinne der herrschenden politisch-wirtschaftlichen Klasse und die damit einhergehende Entpolitisierung breiter Bevölkerungsschichten.

Mario Candeias: „Unter neoliberaler Hegemonie hat sich transnational eine neue Produktions- und Lebensweise etabliert. Neoliberale Ideologieproduktion fungiert dabei als organisierendes Element einer krisenhaften Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse. Der geschichtliche Block des Neoliberalismus kann sich trotz seiner antisozialen Politik auf aktive und passive Zustimmung stützen, weil er Interessen subordinierter Gruppen aufnimmt, ihre Ziele allerdings verrückt ... Doch letztlich produziert die Verdichtung von Widersprüchen Risse in der hegemonialen Apparatur [...] die Analyse der Bedingungen neoliberaler Hegemonie (ist) daher unverzichtbar ...“

Der Text entwickelt, unterfüttert mit zahlreichen Beispielen und Verweisen auf gegenwärtige gesellschaftliche Praxis, mit dieser Sprache und diesen Kategorien nach kurzer Eingewöhnungszeit eine Klarheit und argumentative Kraft, die einen nicht wieder losläßt und Erkenntnisse beschert, die für die Mühen der Ebene mehr als entschädigen!

Demnach ginge es z.B. in der sich neu herausbildenden Gesellschaftsformation gar nicht mehr vordergründig um das Abmildern oder gar Beseitigen auftauchender gesellschaftlicher Widersprüche, wodurch sich in der heute endgültig zu Ende gegangenen fordistischen Lebensweise ein gewisses gemeinsames Interesse, eine innergesellschaftliche Kohärenz herstellen ließ, sondern nur noch um ihre einigermaßen geschickte Moderation, um sie als aushaltbar (oder gar „alternativlos“!) erscheinen zu lassen (Hatte nicht auch kürzlich eine ehemals linke Volkspartei „ausschließlich ein Vermittlungsproblem“?)

„Als Folge inhärenter Widersprüche entspricht Hegemonie letztlich nicht der Umsetzung von Programmen und der unverfälschten Erreichung bestimmter Ziele als vielmehr der Eingrenzung des Feldes möglicher Kompromisse und der Vorgabe der Richtung zur Bearbeitung gesellschaftlicher Widersprüche – ohne letztere jemals lösen zu können. Das Feld kann gedehnt und verformt, ungleichmäßig ausgefüllt werden, im Falle der Überschreitung droht die offene Repression.“ Hier ordnet sich eigenes Denken, irgendwie macht das glücklich ...

Erwin Riedmann schreibt in seiner Rezension zu diesem Buch: „Gerade weil er (Candeias), nicht den Fehler begeht, die außergewöhnliche Stabilität und Wachstumsdynamik der fordistischen Konstellation zum Maßstab der historischen Folgeperiode zu erheben, zerschlägt er geschickt den gordischen Knoten der Fordismus/Postfordismus-Debatte. Der Neoliberalismus ... hat längst ein 'neues Entsprechungsverhältnis eines hochtechnologischen Paradigmas der Arbeit, eines transnationalen finanzkapitalistischen Akkumulationsregimes und einer wettbewerbs- und workfare-orientierten Regulationsweise unter neoliberaler Hegemonie' hervorgebracht.“

Mario Candeias: Neoliberalismus-Hochtechnologie-Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Eine Kritik. Hamburg: Argument Verlag, 2004.

Mario Candeias: Neoliberalismus – Hochtechnologie – Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Eine Kritik, Argument Hamburg 2004, 380 S. (20,50 €)

Dass es mit dem Fordismus zu Ende geht, war der polit-ökonomischen Regulationsschule, die die Diskontinuität kapitalistischer Entwicklung und die Spezifik einzelner Perioden untersucht, bereits sehr früh klar; tatsächlich beerdigt wurde er jedoch selten. Trotz des gründlichen Umbaus der alten Gesellschaftsformation wird immer noch die – zunehmend langweilige – Frage diskutiert, ob wir noch im *Postfordismus* oder bereits im *Postfordismus*, noch in der Krise der verblässenden alten oder schon in der erst schemenhaft vorhandenen und noch namenlosen neuen Ordnung leben. Fest auf den Schultern der marxistischen Gesellschaftstheorie stehend, stellt sich Candeias die alten Fragen nach der Korrespondenz von Akkumulation und Regulation, der Kohärenz der Regulation und der Hegemonie der neuen Produktions- und Lebensweise, findet dabei aber neue Antworten. Gerade weil er nicht den Fehler begeht, die außergewöhnliche Stabilität und Wachstumsdynamik der fordistischen Konstellation zum Maßstab der historischen Folgeperiode zu erheben, zerschlägt er geschickt den gordischen Knoten der Fordismus/Postfordismus-Debatte. Der Neoliberalismus – so sein Schluss – hat längst ein „neues Entsprechungsverhältnis eines hochtechnologischen Paradigmas der Arbeit, eines transnationalen finanzkapitalistischen Akkumulationsregimes und einer wettbewerbs- und workfare-orientierten Regulationsweise unter neoliberaler Hegemonie“ (S. 12) hervorgebracht. Der Neoliberalismus ist „das neue Gesicht des Kapitalismus“. Seine Hegemonie gründet nicht auf einer dem Fordismus analogen Stabilität oder inneren Kohärenz, sondern auf einem „prekären Gleichgewicht im Ungleichgewicht“ (S. 159), das sich nur herstellt, wenn und indem unterschiedliche gesellschaftliche Interessen zu einem räumlich und zeitlich begrenzten Kompromiss zwischen dem herrschenden „Block an der Macht“ und einem Teil der Beherrschten vereinheitlicht werden (S. 44).

Der „Gang der Untersuchung“ (S. 55), also die Kapitelfolge, orientiert sich – der Methodologie der Regulationsschule folgend – an den „grundlegenden gesellschaftlichen Verhältnissen“ und Widersprüchen (S. 24), hier: den Geld-, Arbeits-, Geschlechter- und Staatsverhältnissen. Vorgeschaltet ist eine Analyse der „prägenden Denker der Zeit“ (S. 79).

Der Neoliberalismus kam als Ideologie zur Welt, als plurale, aber relativ kohärente Weltanschauung organischer Intellektueller der Österreicher und Chicagoer Schule. Unverhohlen klassenparteiisch erklärten sie die sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiterklasse und den keynesianischen Wohlfahrtsstaat zum Gegner und postulierten Markt und Wettbewerb als überlegene Mechanismen gesellschaftlicher Koordination und Selektion. Die Unvollkommenheit des Marktes wurde durchaus zugestanden und seine notwendige Einbettung in eine institutionelle Ordnung hervorgehoben. Zentrales Merkmal einer funktionalen Ordnung sei jedoch, dass der Staat nicht umverteiltend gegen, sondern mit dem Markt arbeite. Da sich die Funktionsprinzipien des Staats an den Markt anschmiegen sollen, wird der Markt letztlich zum „Grundprinzip nicht nur ökonomischer, sondern gesellschaftlicher

Organisation überhaupt" erklärt (S. 89). Die transnationalen Fraktionen des Kapitals erkennen in der neoliberalen Theorie ihre eigene Weltsicht in verallgemeinerter Form. Gleichwohl wurde nicht die „reine Lehre“ praktisch umgesetzt, sondern ein mit den Interessen subalternen Gruppen reartikulierter Kompromiss.

Die neoliberale Transformation nahm beim Geldverhältnis ihren Ausgang. Als es am Ende der fordistischen Wachstumsperiode zum Fall der Profitrate und zur Überakkumulationskrise kam, wurde das Bretton-Woods-System der festen Wechselkurse flexibilisiert, setzte die Flucht aus dem schwachen Dollar ein, nahm die Spekulation mit Devisen rapide zu und gewannen Welthandel samt nationaler Handelsbilanz an Bedeutung. Durch eine Vielzahl von Finanzinnovationen wandelten sich die Weltfinanzmärkte „zu einer selbständigen Verwertungssphäre für Kapital“ (S. 114). Der Zins verselbständigte sich gegenüber dem Profit, und die innerkapitalistischen Kräfteverhältnisse verschoben sich vom Produktivkapital zum Finanzkapital. Seine Macht zeigt sich in der Reorientierung der Unternehmenspolitik auf kurzfristige Gewinne ebenso wie in der Ausrichtung staatlicher Wirtschafts- und Geldpolitik auf einen „angebotspolitischen ›Währungsprotektionismus‹“ (S. 111). Der neue Finanzkapitalismus verankerte in den kapitalistischen Zentren das haushaltspolitische Austeritätsprinzip und in der gerade in die Schuldenfalle getriebenen Dritten Welt den Zwang zur „Strukturanpassung“. Die großen Finanzkrisen der 1990er Jahre seien kein Zeichen sich abschwächender Hegemonie (S. 143), da ihre Kosten räumlich in die Peripherie verlagert, zeitlich verzögert und sozial externalisiert werden konnten.

Der neue Finanzkapitalismus trug auch zur neoliberalen Restrukturierung der Lohnverhältnisse bei. Die aufgrund der erhöhten Kapitalmobilität glaubhafte Drohung transnationaler Standortverlagerungen erzwingt Zugeständnisse von Seiten der nur im nationalen Raum organisierten Arbeitskräfte. Die technisch und politisch-ökonomisch induzierte Massenarbeitslosigkeit schwächte die Solidarität und Kampfkraft der Lohnabhängigen sowie die fiskalische und legitimatorische Basis des Wohlfahrtsstaats. Statt zum prognostizierten „Ende der Arbeitsgesellschaft“ kam es zur Entwertung der Arbeitskraft und zur Einschränkung der dekommodifizierenden Funktion des Wohlfahrtsstaats. Gleichzeitig wird ein neues technologisches Paradigma der Arbeit gesucht, das zunächst als Duett flexibilisierter Arbeitsprozesse (Qualifizierung der Arbeitskräfte, Abbau direkter Kontrolle, Arbeitsplatzgarantien für Kernbelegschaften) und flexibilisierter Beschäftigungsverhältnisse (vertiefte Taylorisierung und Automatisierung, Beschäftigungsunsicherheit) auftrat. Am Ende einer Such- und Experimentierphase konvergierten die „Paradigmen der forcierten Automatisierung und der flexiblen Personaleinbindung asymmetrisch in Richtung auf eine neotayloristische Arbeitsorganisation mit begrenzter Einbindung ausgewählter Beschäftigter mit zentralen Funktionen“ (S. 185 f). Der asymmetrischen Polarisierung der Qualifikationen entspricht die Spreizung der Einkommen und die Spaltung des Proletariats in ein gering qualifiziertes „Prekariat“ und ein hoch qualifiziertes „Kyberiat“. Wie im Fordismus gilt immer noch, dass die Hegemonie der Fabrik entspringt (Gramsci). „Dabei artikulieren die neuen Formen der Arbeit unter neoliberaler Hegemonie – in einer verkehrten und partikularen Weise – eine ganze Reihe alter emanzipativer Forderungen, etwa nach mehr Autonomie und Höherqualifikation. Es sind nicht zuletzt gerade diese *ver-rückten* emanzipativen Momente, die das neoliberale Projekt zustimmungsfähig machen“ (S. 205).

Da Geschlechterverhältnisse selbst immer schon Produktionsverhältnisse sind, sind sie

Voraussetzung und Medium der neoliberalen Restrukturierung. Dabei können sie jedoch nicht aus der Ökonomie „abgeleitet“ werden, sondern besitzen eine vom Kapital (relativ) unabhängige Eigenlogik. Nach dem Ende des Familienlohns für den männlichen „Ernährer“ besteht für Frauen zunehmend die Notwendigkeit zur Erwerbsarbeit, die jedoch auch als Emanzipation von Hausarbeit und patriarchaler Familie verstanden wird. Zur Durchsetzung neuer Arbeitsverhältnisse instrumentalisiert das Kapital Geschlechterdifferenzen, die aber gleichzeitig als identitäre Basis von Widerstand dienen können. Die Kleinfamilie leidet im Neoliberalismus an der von der erwerbstätigen Frau hinterlassenen und vom (erwerbstätigen oder arbeitslosen) Mann nicht ausgefüllten Leerstelle. Der Erziehung von Kindern wird klassenspezifisch unterschiedlich viel, aber insgesamt weniger Aufmerksamkeit gewidmet als im Fordismus, was für das Kapital aber so lange kein Problem darstellt, wie weltweit ein Heer von Arbeitskräften zur Verfügung steht.

Der Staat war und ist Kampffeld und Motor des neoliberalen Umbaus. Nachdem sich weltmarktorientierte Kapitalfraktionen, organische Intellektuelle, neusozialdemokratische Regierungen und konservative politische Kräfte zum transnationalen gesellschaftlichen Block formiert hatten, gelang es ihnen aufgrund ihres organisatorischen Vorsprungs, neue und bestehende Elemente transnationaler Zivilgesellschaftlichkeit und Staatlichkeit zu etablieren bzw. zu vereinnahmen. „Staat“ meint hier weder eine parlamentarisch-demokratische noch überhaupt eine territoriale Organisationsform, sondern bezeichnet eine institutionell fragmentierte und in sich widersprüchliche Struktur, deren „Hegemoniefunktion [...] transnational konzentriert“ ist (S. 285). Transnationale Staatlichkeit steht dem Nationalstaat nicht dual gegenüber, da beide „durch ein gleichgerichtetes Macht- und Herrschaftsinteresse“ verbunden sind (S. 313). Der Nationalstaat bleibt wichtig als „entscheidender Ort für die Sicherung der sozialen Kohäsion“ (S. 326 f). Der Umbau des Wohlfahrtsstaats habe zunächst divergente Regime hervorgebracht, einerseits das angloamerikanische Ricardianische Workfare-Regime, das Löhne gesenkt, Beschäftigungsverhältnisse entformalisiert und so die Arbeit prekarisiert habe, und andererseits das kontinentaleuropäische Schumpeterianische Workfare-Regime, das Arbeitsprozesse flexibilisiert und so Arbeitskräfte requalifiziert und Produktivitätsfortschritte erzielt habe. Mittlerweile – wegen der institutionellen Festigkeit des Wohlfahrtsstaates vergleichsweise spät – sei die auf die gewendete Sozialdemokratie zurückzuführende Konvergenz der beiden Modelle im neoliberalen Workfare-Regime zu beobachten. Manche Wohlfahrtsstaatsforscher identifizieren mittlerweile ähnliche Trends. Trotzdem wäre hier die Kritik der dominanten Gegenpositionen angezeigt gewesen, einerseits der institutionalistischen Pfadabhängigkeitsthese (Esping-Andersen), die Wandel nur innerhalb der Grenzen der sozialdemokratischen, konservativen und liberalen Wohlfahrtsstaatsregime annimmt, und andererseits der marxistischen Konvergenzthese (Jessop), die für lokale oder nationale Wohlfahrtsstaaten gleichwohl die Möglichkeit nicht-neoliberaler, neo-etatistischer, neokorporativer oder neokommunitaristischer Projekte einräumt. Statt räumlich ungleich ausgeprägter Neoliberalismusvarianten sieht Verf. drei zeitlich aufeinander folgende politische Konjunkturen: Der konservativ-orthodoxe Neoliberalismus der 1980er Jahre verursachte soziale Instabilitäten, die zur Abwahl des Pionier-Blocks an der Macht führten. Der sozialdemokratische Neoliberalismus ab Mitte der 1990er Jahre versuchte seine soziale Basis auf die „neue Mitte“ auszuweiten, vermied es aber, die ökonomische Logik des Neoliberalismus in Frage zu stellen, und drängte subalterne Gruppen weiter an den Rand. Daher sei der „dritte Weg“ gescheitert: „Um die hegemoniale Position zu verteidigen,

hätte der neoliberale geschichtliche Block sich in populardemokratischer Form erweitern müssen, die Interessen breiter Teile der Bevölkerung in einem kohärenten (Regierungs-) Programm aufnehmend“ (S. 335). Gegenwärtig vollziehe sich der Wandel zum autoritären Neoliberalismus, der sich in den rechtspopulistischen Regierungen in Europa, im Krieg gegen den Irak, in der inneren Militarisierung nach dem 11. September 2001 und im Paternalismus des Workfare-Staats manifestiert. Die neoliberale Hegemonie mag grundsätzlich weniger kohärent sein als im Fordismus, aber dennoch „mehren sich die Zeichen für eine organische Krise des Neoliberalismus“ (S. 360). Der abschließende Verweis auf einen sich abzeichnenden „Postneoliberalismus“ enthält implizit den Vorwurf, dass die Regulationisten eine ganze Periode des Kapitalismus verschlafen hätten.

Es bleibt zu hoffen, dass die unglückliche Häufung formaler Mängel und das die Lektüre erschwerende Layout der breiten Rezeption dieses inhaltlich dichten, pointierten und stringenten „großen Werkes“ (Elmar Altvater im Klappentext) nicht im Wege stehen. Auch wenn der Leser stellenweise daran zweifeln mag, ob denn die Verhältnisse tatsächlich so homogen neoliberal beschaffen sind, liefert Verf. doch eine überzeugende, umfassende und außergewöhnlich materialreiche Darstellung der neoliberalen Produktions- und Lebensweise, die dem Regulationsansatz obendrein den Ausweg aus einem theoretischen Impassé weist.

ERWIN RIEDMANN

Züricher Wochenzeitung

Neoliberalismus Komplex & explosiv

Es sind seine explosiven Widersprüche, die den Kapitalismus nach wie vor angreifbar machen. Lässt er sich überwinden? Bereits das Analysieren der weltweit installierten neoliberalen Herrschaft ist hochkomplex, wie ein Versuch von Mario Candeias zeigt.

von Hans Steiger

„Neoliberalismus - Hochtechnologie - Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Eine Kritik.“ Kein einfacher Titel. Elmar Altvater, der als wissenschaftlicher Betreuer schon Einblick in die Dissertation hatte, welche diesem Buch von Mario Candeias zugrunde liegt, lieferte dem Verlag aber einen guten Werbespot für das „grosse Werk“. Über dieses sei Nicht-Selbstverständliches zu sagen: „Der Leser ist klüger geworden und hat neue Einsichten gewonnen.“ Dass beim ersten Blättern vorne und hinten prägnante Brecht-Zitate ins Auge stechen, könnte noch ein Grund sein, sich hinter die Lektüre zu machen. Auch wenn darunter beide Male statt des Bertolt ein „Bertold“ gesetzt ist ... Ein paar andere Fehler, die sich auf fast 400 eng bedruckten Seiten einschleichen können, sind leichter zu verzeihen.

Transnationale Herrschaft ...

Es sind viele Ebenen, die der als Redaktor von „Das Argument“ links und marxistisch orientierte Politologe in seinem Versuch einer Gegenwartsanalyse einbezieht. Was etwa den Raum betrifft, war zwar der Kapitalismus stets expansiv. Doch seit den 1970er Jahren gewann die Internationalisierung „eine neue Qualität, wird intensiviert, verändert erneut die Form, wird zur Transnationalisierung - eine Dialektik von Kontinuität und Bruch gesellschaftlicher Entwicklung“. Sichtbar machen will Candeias nicht nur einen Zustand, sondern den Prozess oder Prozesse, die ihn herbeiführen und immer wieder verändern. Transnationales wird dem Nationalen nicht gegenübergestellt, sondern mit diesem verknüpft. Was zumeist als Globalisierung diskutiert wird, verbindet sich mit einer „Transformation des Regionalen“, was zum Begriff der „Glokalisierung“ führt.

Interessant und plausibel - auch mit Blick auf das schweizerischen Spektrum mit SVP, Blocher bis Avenir Suisse - die Unterscheidung zwischen verschiedenen „inneren Bourgeoisien“, etwa den eher national und den eher transnational orientierten, deren Interessen zwar in einigen Punkten differieren, sich aber „nach und nach in einem gemeinsamen Projekt verdichten“. Der heute dominante „gesellschaftliche Block“ schliesst nicht nur Manager, Finanzjongleure, Politiker, Beamte internationaler Organisationen sowie Medienleute oder sogenannte Symbolanalytiker ein, sondern auch hochbezahlte Ingenieure und Facharbeiter, die „als neue kosmopolitische Produktionsintellektuelle“ durch die Welt reisen, um flexibel strukturierte Netzwerke am Laufen zu halten. Ziel der „weltmarktorientierten Kapitalfraktionen“ ist es, möglichst viele Gruppen und Interessen in das politische Projekt des Neoliberalismus einzubinden.

... mit nationaler Verankerung

Internationale politisch-ökonomische Organisationen wie der IWF setzen zunehmend Rahmen dafür. Vorbereitet wird das Terrain auch „auf informellen Treffen wie in Davos“ oder in Expertengremien, meist unter Beteiligung von privaten wie staatlichen Akteuren, „doch ohne jegliche demokratische Kontrolle“. Viele der getroffenen Vereinbarungen sind ohne rechtliche Verbindlichkeit, bleiben abhängig von Konzernen. Die versuchen im Bündnis mit neoliberalen Intellektuellen und Teilen der politischen Elite, „die Anerkennung ihrer Interessen im Rahmen der jeweiligen nationalen Arenen einzufordern“. Das geht nicht ohne ein gewisses Mass an Konsens. Immer wieder greift der Autor auf die vor einem halben Jahrhundert entwickelte Hegemoniethorie von Antonio Gramsci zurück, um zu zeigen, wie das funktioniert. Nötigenfalls unter Einsatz aller zur Verfügung stehenden Mittel von Erpressung, Zwang und Gewalt.

Gramsci hatte Italien zur Zeit des Faschismus vor Augen. Candeias bringt aktuelle Beispiele nicht nur aus der US-Aussenpolitik, er bezieht auch sozialdemokratische Parteien in Europa mit ein, die „den Neoliberalismus über soziale Kompromisse auf eine breitere gesellschaftliche Basis stellten“, ihm sogar eigene Stempel aufdrücken: „Die herrschenden ökonomischen Strukturen und Logiken werden dabei allerdings nicht in Frage gestellt.“ Blair und Schröder versuchen sie als „Globalisierung“ wie ein Naturgesetz zu vermitteln. Zeitweilig lässt sich so Akzeptanz organisieren, aber das Konfliktpotential bleibt. Und - da hält es der Autor mit Brecht - „die Widersprüche sind unsere Hoffnung“. Nicht jede Form von Beteiligung sei falsch. Nur darf sie nicht Selbstzweck sein, bloss der „Einrichtung in Posten und der Verteidigung von Besitzständen“ dienen.

Ohnmacht radikalisiert

Vor allem in Peripherien führt „die neoliberale Form eines transnationalen Hightech-Kapitalismus zu einer wachsenden Fragmentierung und untergräbt gesellschaftliche Ausgleichs- und Kompromisstrukturen“. Wo die Eigenstaatlichkeit gänzlich erodiert, versuchen heute die USA mit ihren Alliierten, die Kontrolle des Weltmarktes militärisch zu sichern. Häufig haben die Menschen dort keine Möglichkeit, ihren Interessen politischen Ausdruck zu verleihen, „und wenn sie es können, so haben sie kaum die Macht, ihre Ideen zu realisieren“. Aus dieser Ohnmächtigkeit wächst eine Radikalisierung vor allem jener, die noch etwas zu verlieren haben. Was die globale Entwicklung nicht nur hochkomplex, sondern auch hochexplosiv macht.

Aber die transnationale Vernetzung der Produktion bietet auch neue Potentiale für die Organisation von Gegenmacht: „Schon kleinere Ereignisse zeigen grosse Wirkung.“ Die enge Verzahnung der einzelnen Produktionsstufen erhöht die Störanfälligkeit. Auch der Widerstand bedient sich neuer Kommunikationsmittel. „Ein altmodischer Streik“ kann als „moderne Form der Entschleunigung“ wirken. Allerdings nur, wenn die Beteiligten die Zusammenhänge erkennen, „nationalchauvinistischen und betriebsspezifischen Wettbewerbskorporatismus“ überwinden, „andernfalls werden sie gegeneinander ausgespielt“. Wie letzteres funktioniert und wie überaus vielfältig das Instrumentarium zum Verhindern wirksamer Solidarisierung ist, zeigt das Buch natürlich auch. Obwohl neue Formen der Arbeitsorganisation oft mit einer Teilautonomie der Beschäftigten verbunden ist, heisst das noch lange nicht Selbstbestimmung. Strategisches bleibt dem Management vorbehalten.

1968 liess sich nutzen

Immer wieder zeigt sich, dass in der Strategie des Neoliberalismus emanzipative Forderungen wie die nach mehr Autonomie genutzt werden konnten. Die postulierte Verschlankung des Staates zum Beispiel kam der nach 1968 formulierten Kritik am Unterdrückungspotential im bürokratischen Wohlfahrtsstaat entgegen. Flexibilisierung in der Arbeitswelt konnte auf Beifall aus der Frauenbewegung rechnen. Aufschlussreich sind auch die Kapitel, in denen Mario Candeias die Einbindung der Umweltbewegung beschreibt, der es in den 1980er Jahren gelungen war, „das Bewusstsein einer ökologischen Krise breit in der Bevölkerung zu verankern“. Bei zunehmender Institutionalisierung und Professionalisierung wurden Nichtregierungsorganisationen zum ernstzunehmenden Faktor. Gleichzeitig setzte eine Spezialisierung, die Separierung von sozialen und ökologischen Problemen ein sowie eine Desintegration oppositioneller Gruppen oder – etwa nach der Gründung von grünen Parteien – ihre Integration in den Staat. Angesichts der Chance, sogar an Verhandlungstischen internationaler Organisationen wie der UN oder der Weltbank zu sitzen, ist allerdings vielen NGOs „die nüchterne Einschätzung der Kräfteverhältnisse verlorengegangen“. An die Stelle alternativer gesellschaftlicher Projekte trat häufig die Vorstellung, als Korrektiv in solchen Strukturen wirken zu können, um zumindest „Schlimmeres“ zu verhüten. „Der ökologische Widerspruch der neoliberal-kapitalistischen Produktionsweise kann auf diese Weise hegemonial bearbeitet werden, bleibt jedoch virulent.“

Ob ich klar machen konnte, dass das Buch für Leute aus dem rotgrünen Spektrum lesenswert ist? Dass es sich nicht unbedingt leicht liest, zeigten wohl die durchaus typischen Zitate.

Mario Candeias: Neoliberalismus - Hochtechnologie - Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Eine Kritik. Argument Sonderband 299. Hamburg 2004, 380 Seiten, 20.50 Euro.

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 41 (2005), 3, S. 424

Candeias, Mario: Neoliberalismus, Hochtechnologie, Hegemonie - Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise: Eine Kritik. Argument Verlag, Hamburg 2004 (380 S.; br.; 20,50 €)

In einer Tour d'horizon zeichnet Candeias die Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise unter neoliberaler Hegemonie nach. Sein Buch ist so umfassend und facettenreich, berücksichtigt sowohl das Zentrum, wie auch die Peripherie der Kapitalakkumulation, geht ein auf die Regulation der Räume, der Formierung eines neoliberalen Blocks, den Finanzkapitalismus, Arbeitgesellschaft, Geschlechter- und Produktionsverhältnisse, bis hin zum Scheitern des „Dritten Weges“ und möglicher autoritärer Reartikulationen, dass hier nur einige Punkte kritisch Berücksichtigung finden. Meine Kritik schmälert nicht die enorme Leistung der tiefen Durchdringung der aktuellen Transformationsprozesse durch C.

In einer „kritische(n) Rekonstruktion der Regulationstheorie aus marxischer und gramscianischer Perspektive“ (18) reflektiert er die Transformation kapitalistischer Gesellschaften. Dabei setzt C. sich mit dem Verhältnis von Struktur und Handlung auseinander, was ihm eine anti-ökonomistische Herangehensweise an sein Thema ermöglicht und wodurch soziale Kämpfe analysierbar werden. Hier erarbeitet er mit der 6. Feuerbachthese den Menschen als „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“. Anstatt jedoch bei dem kritischen Psychologen Holzkamp zu bleiben, und seinem Konzept der „Lebensführung“ als „aktive Realisierung der im Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse gegebenen widersprüchlichen Handlungsmöglichkeiten“ (33), fällt C. zurück auf einen Struktur determinismus und der Rede vom abstrakten Menschen. Dies, da er auf Bourdieus Habitusbegriff rekurriert, den Lipietz 1985 in die Regulationstheorie eingebracht hat. 1992 wurde dies jedoch schon von Demirovic als „unzulänglich“ für die Regulationstheorie kritisiert, da durch den Habitusbegriff soziale Beziehungen symbolisch verdoppelt werden und somit den Subjekten als Klassenschicksal inhärent erscheinen. Zudem ist Bourdieus Theorie eine reproduktive, die von einem „statischen sozialen Raum“ (Demirovic) ausgeht. Somit ist sie ungeeignet die permanente Formierung und Selbstformierung von Subjekten und Kollektiven adäquat erfassen zu können. C. versucht Holzkamp, Bourdieu, Foucault und bspw. Butler unter einen Hut zu bringen und berücksichtigt dabei nicht hinreichend genug die methodologischen Unterschiede der Theorien. Da er die reale Bewegung der Subjekte, als Bewegung in Richtung auf Umweltkontrolle und Verfügung über ihre konkreten Lebensbedingungen nicht adäquat faßt, bleibt seine Analyse von Widerstand oberflächlich und nicht methodologisch und methodisch begründet. Dies zeigt sich bspw. an der unspezifischen Feststellung „Diese widerständigen Gruppen sind selbst so heterogen, fragmentiert und widersprüchlich[...]“

(72). Hierbei bezieht sich „Diese“ auf „Bewohner bestimmter Lebensräume, bestimmte Kapitalfraktionen, Subjekte mit anderen raum-zeitlichen Praxen und Interessen[...]“ (72).

Problematisch sind eine Reihe von Widersprüchlichkeiten. So setzt er sich intensiv mit dem Verhältnis von Hegemonie und herrschenden Gedanken auseinander, arbeitet heraus, dass dies keineswegs ein linearer Top-down-Prozess ist, sondern sich auch aus den Verallgemeinerungen subalternen Gruppen ergibt, indem diese Vorstellungen in gebrochener Form aufgenommen werden, vica versa (44). Im weiteren Verlauf reduziert sich dies jedoch wieder auf die Floskel: „Herrschende Gedanken sind die Gedanken der Herrschenden[...]“ (52). Ein weiteres Beispiel: C. wendet sich gegen den regulationstheoretischen Begriff der „Entwicklungsweise“, da dieser die konkrete Durchsetzung gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse vernachlässigt. Demgegenüber macht er zur Recht die gramscianischen Begriffe „Hegemonie“, „hegemoniales Projekt“ und „geschichtlicher Block“ stark (Fn. 97, 54). Im weiteren Text analysiert C. „räumliche Verhältnisse als Orte des Kampfes um die Hegemonie einer neuen Entwicklungsweise“ (59), führt dadurch den Begriff der Entwicklungsweise wieder ein und verwischt die zuvor erarbeitete konstruktive Kritik. Letztes Beispiel: „Gegenüber jenem staatsfixierten Begriff der Regulierung gehen in den Begriff der Regulation die Bedeutung von Ideen und die damit verbundenen Aspekte zivilgesellschaftlicher Praktiken konstitutiv mit ein.“ (Fn. 94, 53). A.a.O. bezogen auf Theoretiker der Neuen Politischen Ökonomie schreibt C.: „Andere Eingriffe zur Regulation des Marktes werden entschieden abgelehnt.“, wodurch er Regulation, als Ergebnis von Kämpfen, mit Regulierung als konkrete Maßnahme verwechselt. Von letzterem ist hier jedoch die Rede.

Sehr gut abreitet C. den autoritären Charakter des Neoliberalismus heraus. Ausgehend von der Analyse, dass die Zustimmung zu den derzeitigen neoliberalen Transformationsprozessen auf der Antizipation zukünftiger Prosperität beruht und dies zu „einer Art Dauerwettkampf“ (335) führt, macht er deutlich, dass sowohl der orthodox-konservative wie auch der sozialdemokratische Block „den Widerspruch zwischen Umwälzung aller gesellschaftlichen Verhältnisse und dem Bedürfnis nach Orientierung und Sicherung der Existenz“ (335) bisher nicht zufriedenstellend bearbeitet haben. Somit verliert die neoliberale Ideologie an Überzeugungskraft und gerät in eine Krise. Hierauf reagiert der Neofaschismus mit essentialistischen Einheiten und integriert verunsicherte Menschen durch Begriffe wie „Nation“, „Region“, „Ethnie“ usw. Innergesellschaftlich antagonistische und hierarchische Konflikte werden so in horizontale Konflikte verkehrt (337). In einem Durchgang durch neo-liberale Theoretiker arbeitet C. heraus, dass autoritäre und totalitäre Elemente dem Neoliberalismus nicht entgegenstehen, sondern sich explizit in den Theorien finden lassen. So sind für Hayek bspw. Diktatur und Demokratie nicht unvereinbar, sondern nur unterschiedliche Formen der Machtgewinnung. C. faßt zusammen: „Die Durchsetzung der neoliberalen Ordnung verlangt also in bestimmten Situationen den Einsatz diktatorischer Gewalt und die physische Unterdrückung und Auslöschung der Gegner.“ (338) Diese Militanz wird jedoch von großen Teilen der Bevölkerung mitgetragen. C. sind eine „breite Akzeptanz der Gewalt“, welche sich in der Zustimmung zur Änderung der Asylgesetzgebung, des Schily-Pakets nach dem 11.9.2001 und dem Hatz-Konzept zeigt. Einerseits wird der Bewegungsraum für Linke kleiner (360), andererseits mehren sich die „Zeichen einer organischen Krise des Neoliberalismus“. Auch wenn C. stellenweise eine „politische Enthauptung der marginalisierten Gruppen“ (321) sieht, so formiert sich doch eine „transnationale Protestbewegung“ die „zwar noch weit entfernt“ aber dennoch potentiell

zukünftig einen „alternativen‘ gesellschaftlichen Block“ (360) bilden könnte.
Ralf Brodesser

Das Prinzip Krisenverwaltung

Mario Candeias kartografiert die neoliberale Gesellschaft

von Tilman Reitz

Soziologische Thesen sickern bekanntlich oft in den Common Sense ein. Dass die heutige Gesellschaft so komplex wie unüberschaubar ist, hört man inzwischen in jeder Talkshow – zumeist mit dem Zusatz, dass sie sich daher gezielter Umgestaltung entzieht. Politik soll nicht mehr die Verhältnisse ändern, sie hat genug mit ihrer Verwaltung zu tun. Candeias will das nicht akzeptieren und verweigert folgerichtig auch die theoretische Bescheidenheit. Er beabsichtigt nicht weniger als eine Gesamtanalyse des neoliberalen Zeitalters. Ob Internet oder Autoproduktion, Hausarbeit oder Selbstverwirklichung – alles wird diskutiert und hat mit allem anderen zu tun, selbstverständlich weltweit. Der Common Sense (ebenfalls ein Untersuchungsobjekt) soll dabei vor allem eines lernen: Noch die härtesten ökonomischen Zwänge greifen erst in einem Rahmen, den politische und kulturelle Kämpfe abstecken. Und diese Kämpfe gehen weiter. Für Candeias zeigen sich schon seit einiger Zeit „Haarrisse“ in der „hegemonialen Apparatur des Neoliberalismus“ - was vielleicht wie eine kühne Voraussicht scheint, sich aber bald als allzu wahr erweisen dürfte: der Neoliberalismus kriselt, ist aber keineswegs überwunden.

Die Ausrichtung dieses Werkes entbehrt nicht der Ironie: Hatte Marx den Liberalen seiner Zeit zumeist Blindheit für die ökonomischen Quellen ihrer politischen Ziele vorgeworfen, scheint gegen ihre Erben allein noch der Hinweis zu helfen, dass Zusammenleben sich nicht in Wirtschaft erschöpft. Der unorthodoxe Marxismus, den Candeias für diesen Zweck fortschreibt, nennt sich „Regulationstheorie“. Grundsätzlich meint man dort, inspiriert durch Antonio Gramsci, dass der Kapitalismus immer historischer Kompromisse über Herrschaftsformen, Konsum- und Lebensweise bedarf, um verlässlich zu funktionieren. Spezifisch streitet man jedoch seit gut einem Vierteljahrhundert darüber, worauf sich ein solcher Kompromiss nach dem Ende der „fordistischen“ Ära von Fließbandproduktion und Sozialstaat gründen könnte. Die einen setzen bei Computern und Netzwerken an, die anderen sehen eine neue Dominanz des Finanzkapitals, dritte vermuten, dass sich noch gar kein neues „Akkumulationsregime“ durchgesetzt hat. Candeias ist das erste zu technikgläubig, das zweite zu geldmachtfixiert – und dass wir in einer Umbruchszeit leben, hält er eher für herrschende Ideologie. Gerade hier tritt ein Prinzip der neuen Ordnung zutage: ihren Vertretern ist es gelungen, die Krise auf Dauer zu stellen: Finanzkrisen, Krise der Arbeit und der Gewerkschaften, Haushalts- und Sozialstaatskrise, Reproduktionskrise, ökologische Krise. Dem Neoliberalismus gelingt es „die Krisen zu absorbieren, indem er sie organisiert“ und zur „Desorganisation und Schwächung“ von Gegenkräften nutzt. Transnational hat sich so, durchaus unterschiedlich, eine neue Produktions- und Lebensweise durchgesetzt.

Als „Regime“ kann Candeias diese Entwicklungen freilich nur bezeichnen, sofern sie (auch) politisch gestaltet sind. Seit den 1970er Jahren betreiben Regierungen,

Weltkonzerne und internationale Institutionen eine Neuordnung der Geld- und Warenmärkte; zugleich wuchsen dem Liberalismus Impulse aus der Studentenrevolte zu, die ja nicht nur das Kapital, sondern auch die Zwänge des Wohlfahrtsstaates bekämpfte. Eine Hauptrolle bei der Bündelung dieser Kräfte misst Candeias den neoliberalen Ökonomen zu, die seit 1947 dicht organisiert und gut finanziert waren, regelmäßig Nobelpreise einbrachten und zunehmend die Staatsführungen berieten. Doch erst mit dem Durchbruch von Thatcher und Reagan ging es dann Schlag auf Schlag: Dem „orthodoxen Neoliberalismus“ der Konservativen folgte der „sozialdemokratische“, der offener mit Tradition und Familie aufräumen konnte, und schließlich der „autoritäre“ der Gegenwart, der im Zeichen verallgemeinerter Unsicherheit Arbeitsinitiative erzwingen will. Der Neoliberalismus reorganisiert sich in Konjunktoren.

Das Buch schildert jedoch nicht allein eine Abfolge politisch-ökonomischer Arrangements, sondern fragt zugleich, was sie attraktiv macht. Höher qualifizierte Arbeitnehmer treibt z.B. das Versprechen von Selbständigkeit und Entfaltung zum Einsatz an; viele Frauen hat das neue Regime aus dem Bannkreis von Haus und Kindern befreit, wenn auch oft nur zu neuen Doppelbelastungen. Die Last des erhöhten Erfolgsdrucks fängt eine bunte Warenavielfalt sowie eine Kultur der Wellness und Therapie auf; für Erfolglosere sorgt der „imaginäre Nonkonformismus“ der Massenkultur. Candeias nimmt diese Anziehungskräfte ernst, statt sie summarisch als Lüge oder sanfte Kontrolle zu verwerfen. So bekommt er Entwicklungen in den Blick, die der Debatte gewöhnlich entgehen: Die freie Teamarbeit etwa hat vielerorts einfach zu gut funktioniert – erfolgreiche Volvo-Werke wurden geschlossen, um die Macht der Belegschaft einzudämmen.

Generell kann das Buch seinen Anspruch, die Politik im Wirtschaftsgeschehen offen zu legen, erstaunlich gut einlösen. Die Gesamttheorie wird möglich, weil Vorarbeiten in Fülle zur Auswahl standen und klug kombiniert worden sind – auch wenn manchmal, etwa in der Kulturkritik, die Thesen dann doch globaler sind als die Objekte. Das Hauptmanko liegt an anderer Stelle: Candeias fehlt es weniger an Genauigkeit als an Spezifik. Irgendwo zwischen Computernetzwerken, globaler Firmenmacht und Wohlfahrtsabbau droht seine These zur Krise im Geläufigen unterzugehen. Vermutlich wäre mehr Trennschärfe im Überblick aber auch zuviel verlangt. Wer wissen möchte, was man alles mit Grund neoliberal nennen kann, findet hier eine ausgereifte, klärende Diagnose. Zugleich zeigt Candeias damit durchs eigene Beispiel, dass sich die Krise zur Normalität ausgewachsen hat.

Mario Candeias: Neoliberalismus, Hochtechnologie, Hegemonie: Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise – eine Kritik, Argument: Hamburg, 2004

Reviewed by Alexander Gallas

‘Welcome to the new age!’ could be seen as the motto of Mario Candeias’s monograph. In his view, we are no longer living in late or post-Fordism, but in neoliberalism. His aim is to demonstrate that there is a new “historical bloc” (p. 55) in the Gramscian sense – a

“whole” which combines a mode of production and way of life (p. 75). Candeias’s book is an intervention into the debate in German academic Marxism on the capitalist status quo, and also an attempt to sketch out the physiognomy of contemporary capitalism for the wider academic public. The complexity of writing such a piece makes his endeavour no less than an attempt to produce a magnum opus.

Following Candeias, “elements of the new” in capitalism are ubiquitous; deregulation, liberalisation, privatisation, global money and capital markets, flexible transnational networks of production, the changed nature of work and subjectivity, the restructuring of the state, reorganised gender and class relations, the fragmentation of society (p. 12). Candeias tries to order these elements so as to establish the existence of the historical bloc of neoliberalism in a stylised fashion. He does so by embarking on a three step line of argument. First, he tries to reconstruct the historical emergence of neoliberalism as an ideology and its conversion into a political programme. Second, he looks at structural relations. He sets out to show that there are processes of restructuring on three different levels of contemporary capitalism which are consistent with each other and underpin neoliberal ideology (cf. p. 74). In line with the regulation approach, these levels are the labour process, the regime of accumulation and the mode of regulation. According to Candeias, work changes in concordance with the development of high-tech means of production, accumulation is altered by the emergence of transnational financial markets, and the state is transformed according to the notions of ‘competitiveness’ and ‘workfare’ (p. 12). Candeias attempts to uncover how ideology and structural change converge in the formation of a hegemonic political project (cf. p. 333), which unifies the historical bloc. In his view, social democracy in its guise as the ‘new centre’ has been the catalyst of this process (p. 332).

Taken with a grain of salt, Candeias’s book is a great leap forward in research on contemporary capitalism. He adduces a whole lot of evidence in order to back up his assertion that the historical bloc of neoliberalism has come into existence. As always, however, the devil is in the details. Are Candeias’s claims backed up at all points and in all respects? In order to find an answer, I will scrutinise his line of argument step by step. I will sketch out his stylised model of neoliberalism by doing two things at the same time; (1) discussing his mode of presentation, (2) reflecting on the viability of his substantive claims. To kick things off, I will make some general remarks on his method. After that, my account will accord to the three steps in of Candeias’s line of argument.

Method

Candeias aims to establish the existence of neoliberalism as an historical bloc. Consequently, he has to demonstrate throughout his presentation that it is possible to construct the latter as an “object of knowledge” out of the empirical material at hand. Accordingly, the validity of Candeias’ claim rests on the viability of his method of presentation. A viable method ensures that each step in a line of argument accords to the overall aim of an investigation.

Within the social sciences, the construction of objects of knowledge is faced with the challenge of translating a multiplicity of synchronous, reciprocal determinations into the diachronic order of a text. Under these circumstances, it is far from self-evident how to order the presentation of one’s material. Unfortunately, Candeias provides us with little information on the criteria he used when he did so. For instance, he does not explicate how he came to choose the starting point of his line of argument. He kicks things off by suggesting that intellectuals played a key role in the formation of the new historical bloc –

especially neoliberal thinkers like F.A. von Hayek and Milton Friedman (p. 76). I suspect that Candeias, being a Gramscian, does so because this starting point provides him with a criterion with which he can go on to assess in how far there is a correspondence between neoliberal ideology and the structural configurations of contemporary capitalism. If he had started by analysing, say, the labour process instead, it might have been difficult for his readers to understand why certain structural shifts were decisive for the establishment of the new historical bloc.

Candeias's overall line of argument accords to my assumption. In the chapter on neoliberal ideology, he gives a short account of monetarism (p. 81). Here, he does not yet consider in how far this links with strategic orientations of actors in the political field, and with the structural conditions underpinning their actions. That changes in the chapter on the regime of accumulation. Candeias points out how the "deepening crisis" of the international monetary system in the early 1970s lent evidence to monetarist orientations and even led social democrat governments to embrace them (p. 110). After that, he goes on to establish shifts within the labour process and the state. Taylorism reached its limits in terms of productivity growth, which results in flexibilisation (p. 163); the "taxation state" underwent a crisis which was countered with "lean management" (p. 287). Finally, Candeias demonstrates how these corresponding changes were unified within a hegemonic political strategy, which then again led to the emergence of the historical bloc of neoliberalism (p. 333). In principle, Candeias's method of presentation is intelligible and tenable. Since he omits elaborating on it, however, it takes some effort on the side of the reader to grasp it.

Finance Capital

The first building block of Candeias's object, the historical bloc of neoliberalism, is the finance-capitalist regime of accumulation. He attempts to reconstruct the emergence of the latter by looking at "how consequences of crises are socialised, externalised and how neoliberalism is rendered hegemonic with their help" (p. 105). From 1960s onwards, he detects a decline in the profitability of capital, which he assigns to a "shift in the relations of forces". This shift resulted in the exhaustion of the "reserves of productivity within the Fordist process of accumulation" (ibid.). The implications of these remarks are spelt out in the chapter on labour and capital, where Candeias argues that the decline of labour productivity was engendered by both the exhaustion of technological potentials of the prevalent paradigm of work organisation (i.e. Taylorism, which he surprisingly does not mention in the context) and the discontent and subsequent radicalisation of the work forces (p. 165). According to Candeias, this was accompanied by tensions between the exchange rate of the dollar as stipulated within the Bretton Woods system and its "actual value". The tensions had been caused by the inflationary monetary policy of the U.S. (p. 107), which eventually led to the breakdown of the Bretton Woods system of fixed exchange rates in 1973 (p. 109).

On these grounds, Candeias demonstrates why this configuration was of key importance for neoliberalism's attainment of a hegemonic position. The escalation in class struggle meant that the post-war compromise between capital and labour had been broken up. In the light of capital's increasing difficulty of to secure control over labour, demands to de-regulate the movement of capital gained increasing popularity. This resulted in the introduction of a system of flexible exchange rates (p. 109), which was then again flanked by anti-inflationary, monetarist policy as prescribed by the German Bundesbank (pp. 110-11). The emerging international regime of finance was normalised and reached a

dominant position via the 'Washington Consensus' and the counter-reactions of the IMF to crises on the periphery, that is in countries like Mexico, South Korea, Russia and Brazil (p. 121).

Candeias here convincingly demonstrates how neoliberal ideology gained ground and informed the restructuring of the international system of finance in a situation of deepening crisis. However, the choice of his frame of reference is somewhat puzzling. What justifies explaining a shift in within the global economic structure with reference to the Bundesbank? We are left to guess that at the time, West Germany was one of the leading world economic powers, and that the massive impact of neoliberal ideology can be demonstrated by studying its effect on a country with a long-standing tradition of institutionalising capitalism in a non-liberal, corporatist way. This is another good example of how a more far-reaching reflection on method would have helped rendering the overall line of argument plausible.

Against the backdrop of the changed financial system, Candeias examines accumulation. According to him, interest-bearing capital has gained influence over the latter's course (p. 145). Yet this should not be mistaken as necessarily being to the disadvantage of productive capital. Candeias points out that as a result of this shift, loans become more easily available for smaller companies. With reference to Suzanne de Brunhoff, he argues that there is a "new compromise between financial and productive capital at the expense of wage dependent people and poorer parts of the population" (p. 146). The increased mobility of capital serves as a means of holding work-forces to ransom. Labour processes are restructured along the lines of the exigencies of capital in order to increase profitability. This means that "national economic policies are under the control of financial markets" (p. 147), and that the working population is put under enormous pressures to comply with the demands of asset holders, entrepreneurs and ruling political groups (p. 157).

According to Candeias, "neoliberal financial capitalism" (p. 157), or, more precisely, a new regime of accumulation emerges. There is a renewal of labour and capital productivity, and a stabilisation of rates of profit. However, since large parts of it have to accommodate for interests and dividends, real accumulation remains subdued. Nevertheless, new opportunities for investment are generated through the privatisation of public property and public services. The imposition of 'wage restraint' on work forces is functional for securing renewed profitability. This means that "individual social risks - redundancy, bad health, age - are increasingly privatised", whereas "entrepreneurial risks" are socialised (p. 160). According to Candeias, this configuration allows for small but steady growth.

Along the lines of Rosa Luxemburg's assumption that there is a fundamental conflict between capital accumulation and consumption, Candeias sees demand as the Achilles heel of this configuration. Growth requires mass consumption, but "it remains to be doubted whether neoliberalism succeeds in (...) preserving a constantly increasing level of demand (without causing excessive indebtedness of private households)" (ibid.). He argues that a potential solution is a Keynesian strategy of strengthening demand through state intervention. This is unconvincing both on the empirical and the theoretical level. His empirical reference point, the U.S. and its military-industrial complex, is not a generalisable example. The U.S. Dollar is the 'anchor currency' of the global monetary system, which means that its strength is not to the same extent put at threat by excessive national debt as the strength of other currencies. On the theoretical level, it needs to be asked how it is possible for the state to engage in a demand-oriented economic policy without undermining one of the hallmarks of neoliberal ideology, that is monetarism. We

can conclude that Candeias's line of argument here is not altogether unconvincing, but could certainly do with amendments and refinements.

Wage Labour and Capital

The crisis of productivity not only has far-reaching effects on the architecture of financial markets, but also on the organisation of the process of production. Candeias speaks of a "reconstitution of the relationship between labour and capital" (p. 162). The decline of productivity results in a drastic shift in the relations of forces in favour of capital. Rationalisation and the relocation of production to countries on the periphery lead to mass unemployment in the centres (p. 164); the unions' bargaining power is undermined (p. 165). The drive towards restructuring the process of production is underscored by the emergence of ICT, which give rise to new ways of economising time. It becomes a genuine possibility to produce just in time, that is to cut costs by not manufacturing for stock (p. 168). Rapid shifts in demand and fast technological change render "flexible industrial networks with small, specialised units" (ibid.) more productive than vertically-integrated Fordist organisations, which exploit economies of scale. All in all, there is a process of decentralising production both vertically and horizontally. Production is re-located on a global scale in order to exploit regional comparative advantages; some of its functions formerly executed in-house are out-sourced to cheaper subcontractors (p. 168-69).

These shifts are marked by a set of contradictions. Candeias points out a very general problem in that just-in-time production can be disrupted easily, so that low-level industrial action has a far-reaching effect (p. 178). He does not address the obvious question, however, why this does not result in the tides turning in favour of labour. Rather, he leaves us to guess that the threat of redundancy might be a useful tool for capital to keep workers in line. He goes on to discuss two different paradigms in the management of work organisation: the "flexibilisation of relations of employment" and the "flexibilisation of the processes of production" (p. 179). The first refers to a variant of automation which is accompanied by the Taylorist division of labour being deepened. An IT network controls the worker's every step in the labour process (ibid.). Against the backdrop of an erosion of protection against unfair dismissal, employment is flexibilised insofar as the number of workers is adapted to the changing necessities of just-in-time production (p. 180). The second paradigm is what Leborgne calls the 'socio-technical' model (p. 181). This model is based on exploiting the worker's knowledge about the labour process in order to gain competitive advantages. It involves negotiations between both sides of industry over the organisation of the labour process (p. 180).

It is baffling how inconclusive Candeias is as regards the role of the two models in the historical bloc. He restricts himself to making a rather vague statement about their "asymmetrical" convergence towards "a neo-Taylorist organisation of work combined with a limited integration of selected employees in central functions" (p. 185). The driving force behind this process is once again the need to increase profitability under conditions of the altered architecture of world finance. Part of the new "flexible, transnational regime of accumulation under the dominance of a finance capitalist compromise" is a "paradigm of high-technology" (p. 186). Consequently, the changes in the labour process towards greater flexibility have to be seen as taking place in correspondence with the increased mobility of capital on a world scale.

According to Candeias, this also can be seen on the level of the workers' subjectivity. The pressure enacted on individuals through the structural changes meets with a "need for self-fulfilment" (p. 195). The latter point refers to the struggles of the working class

against Fordism. Left-wing demands for greater autonomy in the workplace have been appropriated by neoliberal ideology (p. 205), which accounts for the fact that it has gained popularity at all. The centrepiece of this new ideological formation is the entrepreneurial subject (p. 196), which Candeias, referring to Gramsci, sees as a “new type of worker and human” (p. 195). According to him, Gramsci’s assertion that “hegemony emerges in the factory” (p. 204) is once again proven right. If that is the case, why does Candeias not start his presentation by analysing the labour process? And how far does the dominance of neoliberal orientations within the workforces in fact go? Candeias himself observes that the number of trade union members in high-tech industries in the US and Sweden has increased drastically after ‘new economy’ bubble burst (p. 199).

Despite the fact that these questions remain unanswered, Candeias moves on to explain why there is a correspondence of shifts in the labour process and the accumulation regime: “The bigger, partly even dominant role of financial markets in the funding and for the success of companies is (co-)produced by the latter themselves in order to enforce the restructuring of relations of competition, production and labour” (p. 204). Candeias claims here that the restructuring of financial markets provides industrial capitalists with an opportunity to alter relations of forces in their favour, so that they tend to embrace the transnationalisation of financial markets. This is certainly exaggerated since there are fractions of capital potentially put under threat by the dominance of finance. Nevertheless, he is certainly right in pointing out that there are points of convergence between the interests of financial and productive capital, which can be seen as an indication of the existence of a new historical bloc.

The State and (Passive) Revolution

According to Candeias, the transformation of the state once more is a product of the practice of neoliberal intellectuals. They exploited the historical opportunity posed by three incisive shifts: the transnationalisation of finance and production, the discrediting of Keynesian planning, and the disintegration of authoritarian socialism in Eastern Europe (p. 255). In this situation, they successfully established in public debates the call for the dismantlement of the post-war settlement and the Fordist welfare state (cf. p. 256). A “passive revolution” took place (p. 260). This Gramscian term stands for the integration of subaltern classes by means of instituting an ideological formation which re-interprets their demands in line with the exigencies of capital accumulation. Candeias employs it to point out how criticism of the oppressive nature of the welfare state had been appropriated and re-articulated by the neoliberals. They established a strong link between technological modernisation and the idea of ‘progress’, and reinterpreted the call for ‘liberation’ as liberation of the individual from paternalist state institutions (cf. p. 260).

From here, Candeias attempts to elucidate the transition of the state. He points out that the expansion of capitals across borders meant that economic regulation by “territorially limited Fordist welfare states” (p. 286) was undermined. The state did not react by abstaining from steering the economy altogether, but from making use of certain of its capacities. These were defined through political decisions informed by neoliberal ideology (ibid.). Once again, crisis had been functional in rendering neoliberalism hegemonic.

The decline of growth during late Fordism was countered by the expansion of the public sector, which in the short run stabilised demand and the reproduction of labour power, but in the long run led to increasing taxes and unemployment. This then resulted in a “crisis of the taxation state”, which was seen as making ever-increasing demands on the working population (p. 287). In this situation, the neoliberals claimed there to be a

“natural compulsion” on political actors to engage in a restrictive monetary, interest and budget policy (ibid.). This was flanked discursively with references to everyday life. Margaret Thatcher said that states have to be run like households (ibid.), which, combined with common critique of the inefficiency of state bureaucracy, accounts for the fact that neoliberalism became increasingly popular.

Following Candeias, this was entailed by a strategic re-orientation on the level of the state. He speaks of the state’s specific functions becoming more important than its general function, i.e. the production of social cohesion (p. 289). How is this possible? If a state does no longer produce social cohesion, then the reproduction of the social formation as a whole is at risk. I would doubt that an historical bloc can be built upon state institutions not complying with the general function of statehood. Consequently, I would suggest a reformulation of Candeias’s observation. The dissolution of the post-war settlement does not mean that social cohesion no longer matters to the state, but that it is achieved in a different way. These days, state institutions tend to secure it by dividing rather than integrating the working class. This is compatible with them concentrating on establishing conditions favourable to the accumulation of capital rather than making concessions to the workers. Consequently, Candeias is certainly right in pointing out there to be a turn towards competitiveness in state strategies, which he, drawing upon Joachim Hirsch, describes as a transition to the ‘national competition state’ (p. 290).

According to him, this turn is also mirrored by shifts in the regimes regulating the reproduction of labour power. These converge in being oriented towards workfare, i.e. the coupling of eligibility to benefits to disciplinary measures. Thereby, the supply of labour is adapted to the demand of capital (p. 291).

With portraying transition of statehood, Candeias has completed the description of the constituent components of the historical bloc of neoliberalism: (1) a finance-based accumulation regime; (2) a high-technological paradigm in the labour process; (3) a mode of regulation centred on a workfare-oriented competition state. It remains to be seen how an overall unity is achieved that makes these components a reproducible entity.

Neoliberalism, Social Democracy, Hegemony

According to Candeias, the first stage in the development of neoliberalism is marked by instability (p.331), because the class interests behind the strategies of the conservative governments promoting it are too obvious. As a consequence, there is a second stage, which is marked by social democrat parties taking over and rendering neoliberalism hegemonic. According to Candeias, they manage to establish it fully as an historical bloc because of their capacity of instituting a new class compromise. In contrast to their “conservative-orthodox” counterparts, they are successful in gaining the approval of larger parts of the population because they employ economic strategies aimed at increasing competitiveness not via cost reduction, but via productivity growth (p. 332).

This brings to mind Jamie Peck’s and Adam Tickell’s observation that “roll-back neoliberalism”, i.e. the demolition of the institutional setting behind Fordism, is followed by “roll-out neoliberalism”, that is the active re-design of state institutions along the lines of neoliberal ideology. And yet, it remains to be doubted whether “roll-out neoliberalism” can be equated with neoliberalism in social democrat disguise. The eight-year reign of George W. Bush’s administration in the U.S. implies that there are consolidated forms of neoliberalism which do not rely on the integrative capacities of centre-left parties. The Bush administration’s success in securing the status quo crucially relies on constantly reiterating the alleged threat to the American way of life posed by ‘terrorism’. Candeias is

right, however, insofar as social democracy has played a pivotal role in rendering neoliberalism hegemonic in Europe – as is exemplified by the Blair and Schröder governments.

Nevertheless, the social democrat modifications of neoliberalism result in far from stable social configurations. According to Candeias, there is a contradiction between the “primacy of economic liberalisation” and the demand for “fairly safe conditions of existence and work” (p. 335), which undermines coherence. And yet, this does not rule out the existence of provisional consent, which relies on the discursive dominance of the TINA principle (cf. p. 333), and the promise of future prosperity (p. 335). However, the contradictions and the resultant incoherence produce a hiatus between the population and the bloc in power (ibid.), which potentially leads to an “organic crisis” of the latter (p. 360). One symptom of this is the spreading out of neo-fascist orientations (p. 337). The reaction of the bloc in power is resorting to “democratic authoritarianism” (p. 339) – mainstream parties “re-articulate demands of right-wing extremists in a form compatible with democracy” (p. 340/41), the classic example of which are restrictive policies on immigration (p. 340).

Against this backdrop, Candeias hints at signs of “a new period in the development of the dominant historical bloc” (p. 359). According to him, this new period might be marked by a combination of a “capitalist economy liberalised on a transnational scale” and “a new form of authoritarian nationalism” (p. 359). From a future standpoint, neoliberalism’s function might possibly appear to have been to “manage the passage to a transnational and high-technological mode of production” (p. 360). He concludes that there are indications of the emergence of “post-neoliberalism” (ibid.), but refrains from spelling out what exactly that might be.

This conclusion is unconvincing. Candeias weakens his own line of argument by declaring neoliberalism to be a transitional phenomenon. If that was the case, it could hardly form an historical bloc. Moreover, there is some evidence that neoliberalism still retains a dominant position over current political discourses in the centres of capitalism. Germany is right now undergoing a transformation along neoliberal lines, and France is possibly about to follow suit. New Labour has secured a third term in government despite the Iraq war. State institutions in the western world have been successful in stabilising the status quo by trading off cleavages among the people along class, race and gender lines against each other.

The limitations of Candeias’s book both in terms of method and of substantive content prevents it from being the magnum opus it aims to be, but writing it has nevertheless been well worth the effort. It surely will find its readers, who, albeit in a critical manner, will use it as a frame of reference when trying to comprehend the status quo. Candeias has not gone all the way in laying out a consistent theorisation of contemporary capitalism from a Marxist standpoint. And yet, the analytical tools and empirical material he provides us with indicate that it might be possible to develop such a theorisation – which makes Candeias’s book by no means a small achievement.

Bibliography

Althusser, Louis 1970 [1968], *Reading Capital*, London: NLB.

Candeias, Mario and Frank Deppe 2001, *Ein neuer Kapitalismus? Akkumulationsregime, Shareholder Society, Neoliberalismus und Neue Sozialdemokratie*, Hamburg: VSA.

Gallas, Alexander 200#, ‘Review Article of Bischoff (2003) and Bischoff et al. (2003)’, *Historical Materialism*, ## (##), pp. ##-##.

Gramsci, Antonio 1971, *Selections from the Prison Notebooks*, ed. by Quintin Hoare and Geoffrey Nowell Smith,

London: Lawrence and Wishart.

Haug, Wolfgang Fritz 2004, 'Historisches/Logisches', in W.F. Haug (ed.), *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus*, vol. 6/I, Hamburg: Argument, pp. 335-67.

Hirsch, Joachim 1980, *Der Sicherheitsstaat: Das 'Modell Deutschland' in der Krise*, Frankfurt/M: EVA.

Jessop, Bob et al. 1990, 'Farewell to Thatcherism? Neo-Liberalism and 'New Times'', *New Left Review*, 179, pp. 81-101.

Leys, Colin 1990, 'Still a Question of Hegemony', *New Left Review*, 181, pp. 119-28.

Lipietz, Alain 1987, *Mirages and Miracles: The Crisis of Global Fordism*, London: Verso.

Luxemburg, Rosa 1970 [1923], *Die Akkumulation des Kapitals: Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus*, Frankfurt/Main: Verlag Neue Kritik.

O'Connor, James 1973, *The Fiscal Crisis of the State*, New York: St. Martin's Press.

Peck, J. and A. Tickell 2003, 'Making Global Rules: Globalization or Neoliberalisation?', in Jamie Peck and Henry Wai-chung Yeung (eds.), *Remaking the Global Economy: Economic-Geographical Perspectives*, London: Sage, pp. 163-81.

Poulantzas, Nicos 1968 [1973], *Political Power and Social Classes*, London: NLB.

Smith, Tony no year, 'The Place of the World Market in Marx's Systematic Theory', <http://www.public.iastate.edu/~tonys/worldmarket.html>.

Forum Wissenschaft (BdWi)

Candeias analysiert die Veränderungen des internationalen Finanzkapitalismus, die Neuzusammensetzung der Arbeit, die räumliche und konzeptionelle Restrukturierung des Staates als „neue Produktions- und Lebensweise“ unter „neoliberaler Hegemonie“ (12). Den Begriff der Produktionsweise als Kennzeichnung innerkapitalistischer Periodisierung entlehnt er bei Gramsci. Um die unterschiedlichen Elemente einer Gesellschaftsformation miteinander verschränkt zu denken, nutzt er dessen Konzept des „geschichtlichen Blocks“. Dadurch gelingt ihm ein nicht-reduktionistischer Blick: die Entwicklung des transnationalen Finanzregimes denkt er nicht losgelöst von Produktions- und Verwertungsketten, die Veränderungen in der Arbeit nicht losgelöst von den gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen, der räumlichen Anordnung internationalisierter Staatsfunktionen und den Anforderungen an die Subjekte, dies alles nicht ohne die Möglichkeiten von Eingreifen und Widerstand. Geschlechterverhältnisse werden als konstitutiver Bestandteil der gesellschaftlichen Verhältnisse gedacht und ausnahmsweise nicht als Feigenblatt an die harten Fakten der ökonomischen Analyse geheftet.

Beeindruckend sprengt Candeias die üblichen Zitierkartelle: die Schwachpunkte der Regulationstheorie im Bereich von Subjekt- und Hegemonietheorie seziert er, ohne ihre Erkenntnismöglichkeiten preiszugeben; er konfrontiert die Kritische Psychologie mit Bourdieu, Judith Butler und Foucault mit Gramsci und denkt das Handeln der Einzelnen als von ihnen hervorgebracht und gleichzeitig als gesellschaftlich strukturiert. Von hier aus kann er Hegemonie nicht einfach als Vorherrschaft, sondern als Form der Bearbeitung von Widersprüchen fassen, die immer darauf angewiesen ist, auch die Interessen subalternen Gruppen mit zu artikulieren, gleichzeitig auf Momenten von Zwang und Gewalt basiert. „Passive und aktive Zustimmung zum neoliberalen Projekt werden auf allen entscheidenden Feldern organisiert: über Kapitalmärkte als vermeintlich effizienteren Ort zur Finanzierung gesellschaftlicher Sicherungssysteme, über hochtechnologische Formen der Arbeit und größere Freiräume in der Arbeit, über eine

Kultur des Marktes, entstaubte Geschlechterverhältnisse und größere Entwicklungsmöglichkeiten für ‚leistungsbereite‘ Frauen.“ (261) Die unterschiedlichen Formen neoliberaler Widerspruchsbearbeitung zeigen sich in den Konjunkturen des Neoliberalismus, vom orthodoxen, über den sozialdemokratischen, zur rechtspopulistischen Variante (die sich zugleich als Opposition geriert), hin zu autoritären Formen, die mit dem Einsatz von Zwang, Gewalt und Krieg fungieren. Damit können auch Krisen und Instabilitäten, die von anderen Autoren als „Ende“ des Neoliberalismus gefasst werden, als Kämpfe auf einem neoliberal definierten Feld begriffen werden. Theorien und Konzepte der Neoliberalen werden so in das Ringen um neue Verwertungsmöglichkeiten und um Hegemonie eingebettet, statt die vielfältigen Aspekte neoliberaler Theoriebildung unzulässig als geschlossenes Programm darzustellen: neoliberale Hegemonie betrifft vor allem die gemeinsamen – relativ kohärenten – Grundlagen der Widerspruchsbearbeitung (102).

Unter hochtechnologischem Paradigma kristallisieren sich zwei neue idealtypische Formen der Produktionsorganisation: 1) Neotaylorismus ohne soziale Gegenleistungen des fordistischen Systems. 2) Durch eigenverantwortliche, autonome Tätigkeit der unmittelbaren Produzenten soll ermöglicht werden, deren Fähigkeiten und Kenntnisse für einen kontinuierlichen Verbesserungs- und Innovationsprozess innerhalb der Produktion zu nutzen – was zugleich „Intensivierung und Verdichtung der Arbeit, erhöhte Flexibilitätsanforderungen [...] sowie den Zwang zum ‚lebenslangen Lernen‘ und Weiterbilden“ bedeute, aber auch „Chancen für eine weitere ‚Humanisierung der Arbeit‘“ biete (181). Der Druck unsicherer Arbeitsverhältnisse führe in Verbindung mit den Bedürfnissen nach Selbstverwirklichung dazu, dass die Beschäftigten „die Flexibilitäts- und Effizienzanschauung verbunden mit eine „Ideologie des Erfolgs“ in ihre eigenen Denk- und Handlungsmuster integrierten (195).

Aber Candeias geht der Hochglanzversion der neuen Arbeitsverhältnisse nicht auf den Leim: gleichzeitig komme es zur Herausbildung eines „Computerproletariats“, bei dem „prekäre Beschäftigungsformen“ oft mit „routinisierten Tätigkeiten zusammen“ fielen (199) und die einer strikten Arbeitskontrolle unterworfen seien. Prekäre Arbeitsverhältnisse (zunächst weitestgehend weiblich) sind nicht eine Randerscheinung, sondern gehören zum „Fundament für die Durchsetzung neuer Arbeitsverhältnisse, eines neuen technologischen Paradigmas, mithin der neoliberalen Produktions- und Lebensweise“ (167). Trotz gesteigerter Kooperationsverhältnisse erlebten die Beschäftigten zugleich eine Abnahme „echter“ Zusammenarbeit, die unter dem Paradigma verschärfter Konkurrenz und leistungsbezogener Entlohnung als Zwang wahrgenommen wird.

Im globalisierten Neoliberalismus kann der geschichtliche Block nur ein transnationaler sein: Das Transnationale „repräsentiert die Einheit des kapitalistischen Weltmarktes und eines transnationalen geschichtlichen Blocks sowie dessen (notwendige) Fragmentierung entlang von nationalen, ethnischen, geschlechtlichen und Klassen- und Währungsgrenzen sowie entlang unterschiedlicher raum-zeitlicher Praxen.“ (253)

Die nach wie vor existierende Handlungsfähigkeit staatlicher Institutionen darf nicht negiert werden – auch bei einigen ‚linken‘ Kritiker gerieten die „ideologischen und analytischen Dimensionen der Globalisierung“ durcheinander (286). Es gehe nicht ums Absterben des Staates, sondern um eine neoliberale Intervention, die sich vor allem vom Wohlfahrtsstaat zurückzieht; die neuen Kräfteverhältnisse sind bereits in die Form von Staatlichkeit eingeschrieben. Candeias rekonstruiert die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates zum recardianischen Workfare-Regime (Prekarisierung der Arbeit) und dem schumpeterianischen als Requalifizierung der Arbeit.

Unterschiedliche Konzepte, „Regimewettbewerb“ und global ungleiche Entwicklung sind „keineswegs Zeichen mangelnder Vereinheitlichung des Neoliberalismus“ sondern stellen „eine der wesentlichen Voraussetzungen zur Diversifizierung von Angebotsstrukturen dar“ (290). Die räumliche und soziale Fragmentierung untergräbt aber die „materiellen und institutionellen Bedingungen langfristig stabiler gesellschaftlicher Kompromisse und führt letztlich zur Krise der parlamentarischen Demokratie, zum Aufkommen chauvinistischer Bewegungen, während die transnationale Geschäftswelt sich auf Dauer der öffentlichen Kontrolle entzieht“ (327).

Das Material, an dem Candeias die neue Produktionsweise analysiert, ist breit, zuweilen überbordend. Insgesamt aber sind Anlage und Analyse überzeugend – so sehr, dass wer sich noch immer fragt, ob der Fordismus tatsächlich vorbei ist, dem Band mit einem Ressentiment begegnet, das übliche Umgangsformen sprengt (vgl. Bischoff/Lieber in ihrer Rezension in Sozialismus). Leider hat der Verlag das dicht gedrängte Material in eben so gesetzte Seiten mit kleiner Schrift gefasst und es an sorgfältiger Korrektur fehlen lassen, was die Rezeption zuweilen erschwert.

Christina Kaindl (Berlin)

Mario Candeias: Neoliberalismus, Hochtechnologie, Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Eine Kritik. Argument-Verlag Hamburg 2004, ISBN 3-88619-299-7, 380 S., kt., 20,50 Euro